

Dreihundert Jahre lang stellte die Romanow-Dynastie die russischen Zaren – unter den Romanows entwickelte sich Russland zum Imperium, es dehnte sich nach Süden bis ans Schwarze Meer und in den Kaukasus aus, es trat nach den napoleonischen Feldzügen als europäische Hegemonialmacht auf und ging im Chaos des Ersten Weltkriegs und der Revolutionen unter. Dieser Stoff verfügt über die Wucht einer antiken Tragödie. Der britische Sachbuchautor Simon Sebag Montefiore strickt daraus ein Historiendrama, das er in drei Akte mit einem Prolog und einem Epilog gliedert. Montefiore hat sich einen Namen als Biograf Stalins gemacht, den er sowohl als jungen Terroristen wie auch als allmächtigen Diktator porträtierte.

Kein Zweifel, Montefiore verfügt über ein feines Gespür für interessante Stoffe, und er findet schnell einen Präsentationsmodus, der historische Akkuratheit mit einer fesselnden Erzählung verbindet. Allerdings lässt er sich bisweilen von seinem Gegenstand hinreisen und schwelgt allzu sehr in Gewaltorgien und erotischen Hinterzimmer-Szenen. Unter dem Strich ist die Bilanz aber durchaus positiv: Montefiore zeichnet ein Sittengemälde des Zarenhofs, er lotet die Handlungsmöglichkeiten der Monarchen in der Geschichte aus und untersucht die Verbindungen von Individualpsychologie, Moral und Schuld.

Nach Iwan dem Schrecklichen

Montefiores Erzählung setzt ein mit der Zeit der Wirren zu Beginn des 17. Jahrhunderts, nachdem Iwan der Schreckliche gestorben und wenig später die Rurikiden-Dynastie erloschen war. Die ambitionierten Grossmächte Polen und Schweden versuchten ihren Einfluss in Russland geltend zu machen. Die Moskauer Bojaren baten darauf den sechzehnjährigen Michail Romanow, den Thron zu besteigen. Michail wurde zwar Zar, die Regierungsgeschäfte blieben aber in den Händen eines kleinen Machtzirkels. Der Alltag des Herrschers war von religiösen Ritualen geprägt. Ausserdem arrangierten Höflinge seine ehelichen Verbindungen und versuchten so, ihre eigenen Familien in die Thronfolge einzuschleusen.

Viel energischer nahm Michails Enkel, Peter der Grosse, die Regierungsgeschäfte in die Hand. Er führte erfolgreich Krieg gegen das übermächtige Schweden, gründete eine neue Hauptstadt und modernisierte die Verwaltung. Berüchtigt waren Peters Saufgelage. Seine Gutmütigkeit konnte dabei unvermittelt in Grausamkeit umschlagen. Der Zar beteiligte sich persönlich an Folterungen und Hinrichtungen. Sogar sein Sohn war vor dem Zorn des Herrschers nicht sicher, er starb an den Folgen einer grausamen Kerkerhaft. Ungewöhnlich war auch Peters Privatleben: Er erhob

Eine russische Tragödie in drei Jahrhunderten

Die Zarendynastie der Romanows lässt Simon Sebag Montefiore in einem Historiendrama Revue passieren. Er scheut dabei den Blick durchs Schlüsselloch nicht.

Von Ulrich M. Schmid



Machttechnikerin allererster Güte: Katharina II. im Zarinnen-Ornat (1778). DAVID COLL

seine Geliebte, eine litauische Bauerntochter, zur Zarin.

Peters kompromisslose Machttechniken wurden von Katharina der Grossen weitergeführt. Sie liess ihren Gatten umbringen, um selbst auf den russischen Thron zu gelangen. Ihr Sohn Paul entsprang möglicherweise gar nicht ihrer Ehe mit Peter III. Das würde heissen, dass alle folgenden Zaren gar nicht Nachfahren Peters des Grossen gewesen wären und eigentlich nicht der Romanow-Dynastie angehören. Auch als Autokratin unterhielt Katharina zahlreiche Liebschaften. Daneben pflegte sie rege Brieffreundschaften mit den grossen Intellektuellen ihrer Epoche, so etwa mit dem Rechtsphilosophen Cesare Beccaria oder Voltaire.

Katharina gab sich gerne als aufgeklärte Herrscherin. Allerdings achtete sie nach der Französischen Revolution und der Hinrichtung von Louis XVI misstrauisch auf alle geistigen Bewegungen in Russland, die ihr gefährlich werden konnten – vor allem auf die Freimaurer. Nach Katharinas Tod führte Paul wieder ein strenges Regiment ein. Allerdings ereilte ihn bald dasselbe Schicksal wie Peter III.: Er wurde während einer Palastintrige ermordet.

Katharinas Regierungsstil gab mit vertauschten Geschlechterrollen das Muster für die Herrschaft der Zaren des 19. Jahrhunderts vor. Das oberste Ziel bestand in der Sicherung der eigenen Macht und der ständischen Ordnung. Die Ehe hatte ausschliesslich die Aufgabe, den Fortbestand der Dynastie zu sichern. Die wahre erotische Leidenschaft der Herrscher richtete sich auf die Favoritinnen, die Zarrinnen trösteten sich ihrerseits mit willfährigen Ministern und Diplomaten.

Als Leitprinzip der russischen Politik etablierte sich bald ein neuer Patriotismus. Alexander I. trat Napoleon entschlossen gegenüber. Er musste zwar den Fall Moskaus hinnehmen, erreichte aber den Höhepunkt seiner Macht 1814, als russische Truppen in Paris einmarschierten. Sein Nachfolger, Nikolaus I., galt als «Gendarm Europas», weil er während der Revolutionen von 1848 mit militärischer Schlagkraft die Monarchien schützte. Allerdings beendete die schmachvolle Niederlage im Krimkrieg 1856 die russische Vormachtstellung – sogar die Erzfeinde Grossbritannien und Frankreich hatten sich verbündet, um eine drohende russische Eroberung des Bosphorus zu verhindern. Unter Alexander II. rückte die Innenpolitik in den Vordergrund. 1861 wurde in Russland die Leibeigenschaft abgeschafft. Die folgenden Jahre waren von anhaltendem Terror geprägt. Erst 1881, nach zahlreichen Attentatsversuchen, fiel der Zar einer Bombe zum Opfer.

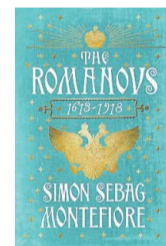
Glücklos agierte der letzte Zar, Nikolaus II., der in einer sich rasch modernisierenden Welt bis zuletzt an einem anti-

quierten Herrschaftskonzept festhielt. Noch kurz vor seiner Abdankung konfrontierte er den britischen Botschafter, der ihn auf seine schwindende Popularität ansprach, mit der Frage: «Meinen Sie nun, dass ich das Vertrauen meines Volks zurückgewinnen muss, oder meinen Sie nicht vielmehr, dass mein Volk mein Vertrauen zurückgewinnen muss?» Letztlich löste dieser Starrsinn eine persönliche und historische Katastrophe aus. Am 16. Juli 1918 wurde die gesamte Zarenfamilie von den Bolschewiki kaltblütig ermordet. Montefiore beschliesst seine monumentale Darstellung mit dem Verweis auf das vernichtende Urteil, das Putin über Nikolaus II. fällt: Er sei ein «Schwächling» gewesen, der wie Gorbatschow die Macht einfach aus den Händen gegeben habe.

Gute Regie

Montefiore fördert einige interessante Details zutage. So analysiert er etwa den Antisemitismus von Nikolaus I., die Beziehungen zwischen dem amerikanischen Präsidenten Andrew Johnson und Alexander II. oder die britische Unterstützung bei der Ermordung Rasputins. Es gelingt Montefiore, sein fast unüberschaubares Heer von Handlungsfiguren sicher zu führen. Er erklärt an entscheidenden Stellen kulturhistorische Hintergründe und spielt sogar eine Episode aus dem Leben eines seiner Vorfahren ein. Unverkennbar ist – wie gesagt – jedoch seine Vorliebe für Gewaltszenen und pikante Details aus dem Privatleben seiner Protagonisten. Er beschleunigt den gemächlichen Duktus der Diplomatengeschichte, wenn er Blut und Hirnmasse spritzen sieht oder wenn eine Majestät «wie eine Katze» über ihre Mätresse herfällt.

Zu kurz kommt in Montefiores Epos die Ideengeschichte. Im Halbdunkel bleibt etwa das Ringen um eine Konstitutionalisierung, die bereits unter Alexander I. ein Thema war und unter Nikolaus II. ins Zentrum der innenpolitischen Aufmerksamkeit rückte. Auch die sich verändernde Wahrnehmung des Zarentums in der russischen Intelligenzia wird kaum berührt. Montefiore lässt es bei einer Innenansicht der Macht bewenden und konzentriert sich auf das Geschehen am Hof. Hier aber ist er ganz in seinem Element und begeistert seine Leser für eine Geschichte, in der Befehlsgewalt und Ohnmacht sehr nahe beieinanderliegen.



Simon Sebag Montefiore: Die Romanows. Glanz und Untergang der Zarendynastie 1613-1918. Aus dem Englischen von Gabriele Gockel. S. Fischer, Frankfurt am Main 2017. 1028 S., Fr. 48.90

Gesichter der Fremden

Die Flüchtlingskrise jenseits tagespolitischer Polemik

KARIN A. WENGER

Auf einmal kamen sie zahlreich nach Europa im Sommer 2015, fremde Personen, die anders sprechen und andere Gewohnheiten pflegen. Rund zwei Jahre später haben aggressionsfreie Diskussionen über Flüchtlinge Seltenheitswert. Wohltuend ruhig wirkt deshalb das Buch «Lauter Fremde!» der Wienerin Livia Klingl. Sie lässt 21 Personen zu Wort kommen, Flüchtlinge, Adoptivkinder, Secondos; einen Aussenpolitik-Journalisten, einen Blinden oder eine Jüdin, die als Kind in ein Konzentrationslager deportiert wurde. Die Porträtierten fühlen oder fühlten sich auf unterschiedlichste Weise fremd in Österreich und geben einen Einblick, was Fremdsein in ihrem Leben bedeutet.

Der Text ist aus einer österreichischen Perspektive geschrieben, doch die Ortsnamen könnten genauso gut Berlin oder Zürich lauten. Im ersten Teil des Buches analysiert die Autorin auf einer Sachebene die gegenwärtige Situation, zitiert aus Online-Kommentaren und Studien. Der interessante Teil ist der zweite – die 21 Porträts. Sie nähern sich

dem Thema fernab von Polemik und zeigen, dass die diffuse Masse der Fremden aus Persönlichkeiten besteht und alles andere als homogen ist. In den Texten erfährt der Leser immer wieder spannende Details aus unterschiedlichen Kulturen, und schnell wird klar, dass Fremdsein nichts mit Nationalität zu tun hat. Die persönlichen Geschichten sind eine wertvolle Stimme in einer Diskussion, die anonymisiert geführt wird.

Das Buch tritt ein für mehr Toleranz im Umgang mit Mitmenschen, dabei fehlt leider die kritische Stimme eines Nationalisten. Die Autorin schreibt, sie habe den rechten FPÖ-Politiker Norbert Hofer angefragt – ohne Erfolg. Das Ausbleiben der Antwort wertet sie auch als Antwort.



Livia Klingl: Lauter Fremde. Wie der gesellschaftliche Zusammenhalt zerbricht. Kremayr & Scherlau, Wien 2017. 208 S., Fr. 29.90.

Braune Sympathien im «Ländle»

Die dunkle Vergangenheit des Liechtensteiner Industriellen Martin Hilti

PETER BOLLAG

Der 8. September 1956 ist für Liechtenstein ein grosser Tag: Begangen wird der 150. Jahrestag der Unabhängigkeit. Das Fürstentum ist in Festlaune, doch ausgerechnet einer der wichtigsten Wirtschaftslenker des Kleinstaates mag nicht mitfeiern: Martin Hilti, zusammen mit seinem Bruder Eugen 15 Jahre vorher Begründer der Firma, die heute als AG mit über 23 000 Angestellten im Maschinenbaubereich weltweites Ansehen genießt, ist erkrankt. Er bost darüber, dass der ursprünglich für ihn vorgesehene Ritterkreuzorden um eine Stufe degradiert werden soll. «Man kann uns die Vergangenheit nicht ständig vorwerfen», sagt er damals in einer Stellungnahme.

Ständige Vorwürfe wegen seiner Vergangenheit hatte Martin Hilti zwar nicht zu gewärtigen. Aber nach 1945 war im «Ländle» doch eine Diskussion ausgebrochen über seine Rolle in der «volksdeutschen» Bewegung, die dann auch zur Ordensrückstufung führte. Der Historiker Franco Ruault zeigt nun in einem Buch auf, dass Martin Hilti tatsächlich zu den führenden Köpfen der «volks-

deutschen» Bewegung im Fürstentum gehörte. Diese hätte ihren Kleinstaat gerne im «grossdeutschen» Reich aufgehen sehen.

An Ruaults Darstellung, die mit vielen Quellen und Gesprächen mit Zeitzeugen gut dokumentiert ist, überrascht vor allem die Intensität, mit der Martin Hilti, der seine Jugend- und Studienjahre in Österreich und im bereits nationalsozialistischen Deutschland verbracht hatte, die Sache Hitlers vertrat. Dass Hilti im Zweiten Weltkrieg mit Nazideutschland Geschäfte machte, ist dabei nur eine Seite dieser Medaille. «Unzweifelhaft ist jedenfalls, dass Martin Hilti mit seinen Lieferungen Teil der Ausbeutungs- und Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten wurde», schreibt Ruault dazu. Doch liess es Hilti dabei bei weitem nicht bewenden.

Ab 1941 gab er mit einigen politischen Freunden die Zeitschrift «Der Umbruch» heraus, die in Aufmachung und Stil an den berühmten «Stürmer» erinnerte und gegen jüdische Emigranten hetzte, denen die Flucht nach Liechtenstein gelungen war. Hilti schreckte dabei auch nicht vor persönlichen Be-

schimpfungen zurück, wenn er solche Flüchtlinge auf der Strasse traf, wie etwa den heute 94-jährigen Heinz Baum, der als Zeitzeuge jene Jahre noch immer im Gedächtnis hat. Und schliesslich betrieb Martin Hilti auch Spionage für Grossdeutschland, teilweise zulasten der Schweiz. Wegen drohender Verfahren betrat er laut dem Historiker Ruault das Nachbarland bis 1968 nicht mehr.

Martin Hilti starb als hochgeachteter Wirtschaftsführer 1997 – mitten in der Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in die zum Teil auch Liechtenstein einbezogen wurde. Im vergangenen Jahr beging die Firma Hilti ihr 75-jähriges Bestehen in grossem Stil. Die dunkle Vergangenheit des Firmengründers war dabei kein Thema.



Franco Ruault: Geschäftsmodell Judenhass. Martin Hilti – «Volksdeutscher» Unternehmer im Fürstentum Liechtenstein 1939-1945. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 2017. 210 S., Fr. 61.–.